



MAUDE JULIEN  
MIT  
URSULA GAUTHIER

**DER WILLE  
MEINES  
VATERS**

Wie ich  
seinem Wahn  
entkam

Aus dem Französischen  
von Anna Leube  
und Heinrich Leube

**KNAUR** 

Die französische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
»Derrière la grille« bei Editions Stock.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Deutsche Erstausgabe  
© 2014 Editions Stock  
© 2015 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur  
GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: Privat  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck)  
ISBN 978-3-426-65570-2

2 4 5 3 1

*Die Namen einiger Personen,  
die Maude Juliens Weg kreuzten,  
wurden zu deren Schutz geändert.*

*Für meine Mutter,  
das erste Opfer des Ungeheuers*



# Inhalt

Vorwort	9
Linda	11
Pitou	17
Lindbergh	21
Kennedy	29
Madame Descombes	35
Wir Schützen	41
Das Schwimmbecken	47
Cap Gris-Nez	53
Der Keller	61
Arthur	67
Der Schlächter	73
Die Bohrer	79
Der Stundenplan	85
Das Loch	91
Raymond	99
Blanchon	105
Email Diamant	111
Die Höhle	117
Gregor und Edmond	123
Das orangefarbene Buch	129
Der Jahrgang 1945	135

Aufzeichnungen aus dem Untergrund	141
Die Pyramide	147
Der Tigerteppich	155
Hiram von Tyrus	161
Ravaillac	169
Die Backsteinmauer	173
Die graue Weste	181
Die Kristallkugel	187
Salto	193
Menie Grégoire	197
Die Ungarische Rhapsodie	203
Aspirin	207
Nietzsche	213
Mathilde	219
Das Kalb	225
Der Schlüssel	231
Die Flugmaschine	237
Die Freundschaft	241
Der Satz des Thales	245
Hüterin des Tempels	249
Si tu t'imagines	255
Monsieur Molin	261
Marie-Noëlle	267
Monsieur Delataille	273
Die Santinas-Jazzband	279
Epilog	287
Danksagung	297

*Im Jahr 1936 ist Louis Didier vierunddreißig Jahre alt. Er ist ein Mann, der einen bemerkenswerten sozialen Aufstieg erfahren hat, er hat Geld, ist Unternehmer in Lille. Als Anhänger der esoterischen Freimaurerei vertritt er eine spirituelle, extrem düstere Auffassung von einer gescheiterten, von finsternen Mächten beherrschten Welt.*

*In jenem Jahr begegnet er einem Mann, vermutlich Bergarbeiter in Fives, der nur mit Mühe die zahlreichen Mitglieder seiner Familie versorgen kann. Louis Didier macht ihm den Vorschlag, die Jüngste, ein sechsjähriges Mädchen mit flachsblondem Haar, seiner »Obhut« anzuvertrauen: »Jeannine wird es an nichts fehlen, sie wird eine ausgezeichnete Erziehung bekommen und ein sehr komfortables Leben führen. Einzige Bedingung: Sie werden sie nie wiedersehen.«*

*Es ist nicht bekannt, ob bei dieser Transaktion Geld geflossen ist. Der Bergmann war einverstanden. Jeannine zog nach Lille, unter die Fittiche Louis Didiers, und sah ihre Familie nie wieder.*

*Louis Didier hielt sein Versprechen. Jeannine kam ins Internat und erhielt eine hervorragende Erziehung. Als sie volljährig wurde, zog sie zu ihrem Beschützer. Er ließ sie Philosophie und Latein an der Universität von Lille studieren und sorgte dafür, dass sie beide Fächer mit einem Lehramtsdiplom abschloss.*

*Ich weiß nicht, wann Louis Didier sein großes Vorhaben Jeannine offenbarte. Sprach er mit ihr bereits darüber, als das kleine Mädchen bei ihm die Ferien verbrachte? Oder wartete*



*er ab, bis sie erwachsen, bis sie seine Frau geworden war? Ich glaube, Jeannine »wusste schon immer«, was ihr Auftrag war: ihm ein Kind zu schenken, das ebenso blond wäre wie sie, und seine Erziehung zu übernehmen.*

*Dieses Kind, das sie zur Welt bringen sollte, wäre wie sein Vater eine »Auserwählte«, dazu bestimmt, die »Menschheit zu veredeln«. Dank der Diplome ihrer Mutter würde sie fern vom Schmutz und Unrat dieser Welt aufwachsen. Louis Didier sollte sich um ihre physische und geistige Bildung kümmern, damit sie das höhere Wesen würde, das imstande wäre, die schwierige und bedeutende Aufgabe zu erfüllen, die er für sie vorgesehen hatte.*

*Zweiundzwanzig Jahre nachdem er Jeannine in Besitz genommen hatte, hielt Louis Didier den Augenblick für gekommen, dass sie ein Mädchen zur Welt bringen sollte, und legte das Datum der Geburt auf den 23. November 1957 fest.*

*Am 23. November 1957 schenkte Jeannine einem strohblonden Mädchen das Leben.*

*Drei Jahre danach gab Louis Didier, nun neunundfünfzig Jahre alt, seine Geschäfte auf, kaufte in der Nähe von Cassel, zwischen Lille und Dunkerque, ein Anwesen und zog sich mit Jeannine dorthin zurück, um sich ausschließlich der Verwirklichung seines 1936 ins Auge gefassten Plans zu widmen: aus seinem Kind einen Übermenschen zu machen.*

*Dieses Kind war ich.*

# Linda

Als ich in das Haus komme, bin ich noch nicht ganz vier Jahre alt. Ich trage einen roten Mantel. Noch immer spüre ich den festen Filzstoff unter den Fingern. Ich gebe niemandem die Hand, und niemand ist bei mir. Ich spüre die geballten Fäuste in den Taschen, zerre am Stoff, wie um mich daran festzuklammern.

Der Boden ist bedeckt von unzähligen braunen Kieselsteinen. Ich hasse diesen Ort. Ich habe das Gefühl, dieser Garten, der mir unendlich groß vorkommt, verschlingt mich. Und dann ist da diese düstere, bedrohliche Masse: ein riesiges Haus, das rechts von mir aufragt.

Hinter mir höre ich, wie sich das schwere Tor schließt. Ein schrilles Knirschen auf dem Kies, bis die beiden Flügel aufeinandertreffen. Dann das Klicken des Schlosses, darauf das endgültige Klack des Einrastens. Ich wage nicht, mich umzudrehen. Ich habe den Eindruck, ein Deckel würde sich auf mich herabsenken.

Wenn wir beide allein sind, hält mir meine Mutter immer vor, ich sei schuld, dass wir aus Lille wegmussten und nun in diesem gottverlassenen Loch begraben sind. Ich bin nicht normal. Man muss mich verstecken, sonst würde ich auf der Stelle in Bailleul eingesperrt. Bailleul ist die Irrenanstalt. Ich

war einmal dort, als meine Eltern eine der Insassinnen als Hausmädchen anstellten. Ein entsetzlicher Ort, voller Geschrei und Unruhe.

Ja, es stimmt: Ich bin nicht ganz normal. In Lille hatte ich schlimme Wutausbrüche und schlug dabei mit dem Kopf gegen die Wände. Ich war eigensinnig, nicht zu bändigen, voller Freude und Lebensgier. Es tat weh, wenn der körnige Verputz mir die Kopfhaut aufschürfte, wenn meine Mutter mir schier die Hand in ihrer zerquetschte oder mich am Arm zerrte. Aber Angst hatte ich keine. Ich wusste, ich war tapfer, nichts konnte meinen Willen brechen.

Um mich zu »bändigen«, ließ mein Vater einen noch rauheren Putz anbringen. Auch das nützte nichts. Mein Kopf musste so oft genäht werden, dass meine Kopfhaut bis heute mit Narben übersät ist. Meine Mutter war böse auf mich, weil sie sich beim Vorbeigehen die Haut aufschürfte oder ihre Kleider ramponierte.

Seit wir hier im Haus leben, fühle ich mich weniger stark. Ich bin allein. Ich gehe nicht mehr in den Kindergarten. Meine Mutter unterrichtet mich im zweiten Stock. Die Arbeiter in der Werkstatt meines Vaters, die mich früher zum Lachen brachten, sehe ich nicht mehr. Wir gehen praktisch nie aus und bekommen so gut wie keinen Besuch.

Aber ich will zur Schule gehen, in eine richtige Schule mit Schulkameraden und einer Klassenlehrerin. Obwohl ich schreckliche Angst vor meinem Vater habe, frage ich ihn: »Werde ich eines Tages zur Schule gehen dürfen?« Beide Eltern schauen mich an, als hätte ich etwas Ungeheuerliches gesagt. Meine Mutter macht ein angewidertes Gesicht. Mein Vater sieht mich durchdringend an: »Machst du dir eigentlich klar, dass ich deine Mutter allein wegen dir all die Jahre habe studieren lassen? Und sie hat sich geplagt, das kannst du mir glauben. Sie dachte, sie würde es nicht schaffen, aber ich habe sie gezwungen, weiterzumachen. Mit ihren Diplo-

men könnte sie eine ganze Klasse unterrichten. Und du, du hast sie ganz allein für dich, bis zum Abitur. Das ist eine einzigartige Chance, und du wagst es, dich zu beklagen?»

Ich weiß nicht, welcher Teufel mir diesen bösen Einfall zugeflüstert hat: »Wenn sie eine ganze Klasse unterrichten kann, könnte man dann nicht eine zusammen mit anderen Kindern machen?« Eisiges Schweigen. Ich erstarre von Kopf bis Fuß. Und begreife, dass ich dieses Thema nie mehr ansprechen werde. Ich werde nicht zur Schule gehen.

Zum Glück gibt es Linda. Sie kam ungefähr zur gleichen Zeit ins Haus wie wir. Wir sind zusammen groß geworden. In meinen frühesten Erinnerungen an sie ist sie noch nicht ganz ausgewachsen. Wenn sie mit dem Schwanz wedelt, kitzelt sie mich an der Nase. Dann muss ich lachen. Ich mag den Geruch ihres Fells.

Solange sie klein ist, schläft sie in der Küche, denn die Nächte sind kalt im Norden. Aber alle anderen Räume sind für sie verboten. Wenn wir im Esszimmer sind, höre ich sie am anderen Ende des Gangs jaulen. Bald wird sie in einen entlegeneren, ungeheizten Raum verbannt, in die Waschküche.

Mein Vater hat es eilig, sie ganz aus dem Haus zu verbannen. Er lässt eine Hundehütte aus Holz kommen, die im Garten hinter der Küche aufgestellt wird. Dort muss Linda künftig schlafen. Betreten des Hauses strengstens verboten. Schließlich, nach einer eiskalten Nacht, darf das arme Geschöpf, zitternd und mit froststeifem Fell, in die Waschküche zurück.

Meinem Vater passt das nicht. »Hunde«, sagt er, »haben das Haus zu bewachen. Sie gehören nach draußen.« Nach der Kälteperiode wird Linda immer häufiger am Geländer der Außentreppe angebunden. Dort gehe ich zu ihr, sooft es geht. Sie kommt mir riesengroß vor. Ich umarme ihren Hals und versenke mein Gesicht in ihrem Fell. Mein Vater schreit

ihr Befehle zu, versetzt sie in Schrecken. Meine Mutter, die sich im Allgemeinen einer kühlen Höflichkeit befleißigt, ärgert sich. »Diese Hündin gehört mir«, sagt sie immer wieder, »aber du musst natürlich alles an dich reißen. Du tust so, als gehöre sie dir. Und du hast es geschafft, dass dieses dumme Tier das glaubt.«

Ich schäme mich. Ich verstehe nicht, wer wem gehört. Linda ist das egal. Sie begrüßt mich weiterhin schwanzwedelnd.

Eines Tages kommen die Maurer. Der Vater erklärt mir, dass Linda einen Palast bekommt. Ich freue mich riesig für sie. Dann steht der »Palast« eines Tages, doch er sieht höchst merkwürdig aus. Als Erstes betritt man einen mannshohen Raum, in dessen Verlängerung sich ein niedriger, mit Glaswolle austapezierter Raum befindet: »Damit es der Hund schön warm hat.« In Zukunft kann also Linda draußen bleiben, einerlei, wie kalt oder warm es ist.

Seltsamerweise weigert sie sich beharrlich, eine Pfote in den hinteren Teil der Hütte zu setzen. Um sie daran zu gewöhnen, sagt mein Vater zu mir: »Setz dich nach hinten.« Und tatsächlich kommt Linda gleich zu mir gelaufen. Ein paar Tage vergnügen wir uns damit, in den kleinen Alkoven zu schlüpfen und uns aneinanderzuschmiegen.

Eine Woche später läutet mein Vater mitten am Nachmittag nach mir und befiehlt mir, mit der Hündin in die Hütte zu gehen. Juhu! Überraschungspause! Linda läuft begeistert herbei, und wir kuscheln uns in unserem kleinen Refugium aneinander. Im selben Augenblick höre ich die Arbeiter kommen. Ich weiß nicht, warum mir plötzlich das Herz stockt. Sie betreten die Hütte, bringen ein schweres Metallgitter mit weiß und schwarz gestrichenen Stäben, heben es hoch und lassen es, klack!, in den Angeln einrasten.

Mein Vater brüllt: »Maude, komm sofort da raus!« Ich gehorche. Es bleibt mir nichts anderes übrig. Ich komme her-

aus und lasse Linda hinter den Gitterstäben zurück, in ihrem Blick Verständnislosigkeit und Trauer. Mein Vater schaut mir direkt in die Augen und sagt: »Siehst du, sie hat dir vertraut, und was hat ihr das gebracht? Man darf niemals jemandem vertrauen.«

Von diesem Tag an bis zum Ende ihres Lebens ist Linda von acht Uhr morgens bis acht Uhr abends eingesperrt. Sie hat mir vertraut, und ich habe nichts geahnt. Ich bin schuldig, dass sie in die Falle gegangen ist.

Zu Beginn winselt Linda, scharrt an den Gitterstäben, streckt die Pfote heraus, wenn ich vorbeigehe. Ich darf nicht stehen bleiben. Ich schaue sie an und bitte sie stumm um Verzeihung. Im Laufe der Wochen sehe ich sie hinter dem Gitter, stumm, mit erloschenem Blick, sie wedelt höchstens noch mit dem Schwanz, wenn sie mich bemerkt.

Ihr Charakter ändert sich. Sie wird plötzlich aggressiv, ohne erkennbare Ursache. Hört sie Schritte, knurrt sie und fletscht die Zähne. Wenn sie abends nach acht in den Garten gelassen wird, verfolgt sie manchmal sogar meine Mutter. Sie ist eine große Schäferhündin; wenn sie will, kann sie sehr bedrohlich wirken. Um sie von sich fernzuhalten, schüttet meine Mutter Eimer voll Wasser über ihr aus. Wenn Linda einen leeren Eimer sieht, beginnt sie zu zittern.

Mein Vater ist zufrieden. Linda ist ein recht guter Wachhund geworden. Um ihre Dressur zu vervollkommen, lässt er sie gelegentlich aus ihrem Gefängnis heraus und befiehlt ihr, sein Fahrrad zu bewachen. Sie hat dann regungslos neben dem Rad zu sitzen. Dann lässt er mich herankommen, und sobald die Hündin mit dem Schwanz wedelt, schnauzt er sie an. Sofort senkt sich ihr Schwanz. Als sie begriffen hat, wie sie das Rad bewachen muss, lobt er sie und belohnt sie mit einer oder zwei Stunden Freiheit.

Nachdem er sie einige Monate lang auf diese Weise trainiert hat, beschließt er, sie zu testen. Während Linda stock-

steif beim Fahrrad Wache hält, ruft mich mein Vater: »Lauf jetzt zum Rad, schnapp es dir, und fahr davon.« Ich gehorche. Als Linda sieht, wie ich auf sie zurenne, schreckt sie auf, springt hoch und schlägt ihre Fangzähne in meinen Oberschenkel. Ich schreie auf vor Überraschung und Schmerz. Linda lässt sofort von mir ab, legt sich in ganzer Länge flach vor mir auf den Boden und blickt verzweifelt zu mir hoch. Schulmeisterlich sagt mein Vater zu mir: »Keiner wird zögern, dich anzugreifen, wie unsinnig der Befehl auch sein mag, sogar diese Hündin, von der du glaubst, sie sei dir treu ergeben.«

Linda liebe ich immer noch so wie früher, niemals werde ich glauben, sie habe mich absichtlich gebissen. Es war bloß ein Unfall. Später kommt mein Vater oft auf dieses Ereignis zu sprechen. Ich soll verstehen, dass er der Einzige ist, der mich liebt und mich beschützt. Dass ich nur ihm vertrauen darf.

## Pitou

Jeden Abend um acht Uhr befreie ich Linda aus ihrem Gefängnis. Bevor ich sie für die Nacht in den Garten lasse, erzähle ich ihr halblaut Geschichten; Linda hört aufmerksam zu. Da ich nicht will, dass jemand mithört, flüstere ich ihr ins Ohr. Manchmal kitzelt sie das, und dann reibt sie ihr Ohr an meiner Wange. Ich erzähle ihr oft von den Enten, die bei dem Tümpel leben, den mein Vater hinten im Garten hat ausheben lassen.

Es ist die Zeit des Vogelzugs, und manchmal lassen sich ein paar Wildenten im Park nieder. Mein Vater befürchtet, unsere Tiere könnten »verseucht« werden durch Tiere von außerhalb. Er holt seine Jagdflinte und schießt auf die Eindringlinge. Um sie zu vertreiben, setzt meine Mutter einen braunen Blasebalg in Gang, der einen unerträglichen Krach macht.

Um unsere Enten davon abzuhalten, mit ihnen zu entweichen, stutzt man ihnen einen Flügel. Meine Aufgabe ist es, sie zu fangen, denn aus unerfindlichen Gründen lassen sie sich das von mir gefallen. Es macht mich traurig, zu sehen, wie sie umstandslos meinem Ruf gehorchen. Ich reiche sie eine nach der anderen meiner Mutter, die sich mit einer großen Schere abmüht. Entengefieder ist sehr hart. Meine Mut-



ter will die Federn sehr stark kürzen, aber manchmal schneidet sie so tief, dass die Tiere bluten. Unsere Enten kommen alle in einem lächerlichem Watschelgang daher, und der unversehrte Flügel erscheint riesig im Vergleich mit dem Stummel auf der anderen Seite.

Ich erzähle Linda, wie scheußlich es knirscht, wenn die Schere in das Gefieder schneidet, wie es stinkt, wenn die Enten vor Angst ihren Kot ausscheiden. Ich fühle mich wie die Enten am Tümpel, mit einem Flügel, den meine Eltern lang und schön haben wollen, während der andere so stark gestutzt ist, dass er blutet.

Zum Glück habe ich Linda auch lustigere Geschichten zu erzählen. Wie zum Beispiel die von Pitou, einem Barbarie-Entenküken, das wir vor dem sicheren Tod gerettet haben. Wir hörten ein klägliches Gepiepse, stürzten zu dritt herbei und sahen, wie das arme Federknäuel unter dem Bauch eines dicken Erpels eingeklemmt war, der das Küken mit Schnabelhieben unter Wasser drückte. Es sah aus, als wollte der Vater sein Küken ersäufen. Meine Mutter ergreift einen Stock und verfolgt den großen Erpel, damit er Pitou loslässt. Der aber ist ein zäher Bursche und weicht den Stockschlägen aus, ohne das Küken loszulassen. Meine Mutter muss über den schmalen Steg rennen, der über den Tümpel führt. Und platsch!, fällt sie ins Wasser. Ich beuge mich vor, um ihr die Hand zu reichen, da falle auch ich hinein. Mein Vater schreit genervt: »Was seid ihr bloß für Vollidioten!« Wir zappeln in diesem schlammigen und stinkenden Wasser, der Chignon meiner Mutter löst sich, und ihre langen blonden Haare treiben auf dem Schlamm. Schließlich packt sie mich am Kragen und stellt mich auf den Steg.

Ich bin nichts als ein verdrecktes Bündel, aber ich will Pitou nicht im Stich lassen; der hat es zwar geschafft, seinem Vater zu entkommen, flattert aber erbärmlich, um nicht zu ertrinken. Ich beuge mich wieder hinunter, bekomme ihn zu

fassen, doch ich rutsche aus und falle noch einmal ins Wasser. Am Ende gelingt es mir, mich am Steg festzuhalten und mich hochzuziehen, ohne Pitou loszulassen.

Das arme Tier mit seinen verklebten Federn bibbert in meinen Händen. »Er ist steif vor Kälte! Er wird erfrieren!«, rufe ich. Mein Vater, der einen Augenblick zuvor aufs äußerste gereizt war, wird auf einmal milder gestimmt. Erinert ihn Pitou vielleicht an das Kaninchen, das er als Kind so liebte und das sein herzloser Vater eines Abends der Familie auftischte? Barsch schlägt er mir vor: »Du brauchst ihn nur in den Backofen zu stecken, um ihn aufzuwärmen.«

Überglücklich renne ich in die Küche. Nachdem das Entchen wieder trocken ist, behalte ich es immer bei mir. Mein Vater empfindet wirklich Sympathie für Pitou. Er erlaubt mir, ihn überallhin mitzunehmen, in einer Schachtel behaglich auf Watte gebettet.

Ein paar Tage danach ist Schluss mit der weichen Tour: Ich muss Pitou in den Entenschuppen zurückbringen. Aber der große Erpel ist immer noch genauso in Rage: Sobald er Pitou sieht, attackiert er ihn mit heftigen Schnabelhieben. Ich bitte meinen Vater um Erlaubnis, ihn außerhalb des Gitters leben zu lassen, das den Tümpel eingrenzt. »Wie du willst«, antwortet mein Vater, »aber wenn Linda ihn frisst, hast du dir das selbst zuzuschreiben.« Pitou hat aber überhaupt keine Angst vor Linda. Er spaziert frei im Garten umher, meidet jedoch die Nähe des Teichs wie die Pest. Meine Versuche, ihm das Schwimmen beizubringen, bleiben erfolglos: Sobald ich ihn in die Nähe des Wassers bringe, versucht er zu entweichen und quakt kläglich.

Pitou wächst zu einem schönen schwarzen Erpel mit rotem Kopf heran. Wenn er mich sieht, kommt er gleich angewatschelt. Er folgt mir auf Schritt und Tritt bei meiner Arbeit im Park und bringt mich mit seinem fröhlichen Geschnatter zum Lachen. Sein Glück ist, dass er eine Barbarie-Ente ist, er

kann nicht fliegen. Deshalb bleibt ihm das Stutzen der Flügel erspart. Noch mehr freut mich, dass er sich sehr gut mit Linda versteht. Wenn sie eingesperrt ist, schlüpft er unter den Gitterstäben durch und gesellt sich zu ihr hinten in ihrer Hütte.

Linda und Pitou sind meine Lieblinge, ich würde alles für sie tun. Das haben meine Eltern begriffen. Wenn sie etwas von mir wollen, brauchen sie nur zu sagen: »Vorsicht! Wenn du nicht gehorchst, bleibt Linda einen Monat täglich zwei Stunden länger eingesperrt.« Oder auch: »Pitou bleibt drei Tage in einer Holzkiste ohne Essen und Trinken.« Und noch schlimmer: »Pitou kommt wieder an seinen Platz.« Sein Platz, das ist der Tümpel, wo er nicht überleben würde. Und mein zaghaftes Aufbegehren verflüchtigt sich sogleich wieder.

Mein Vater erwähnt bei seinen Unterweisungen bezüglich der menschlichen Natur oft die Geschichte mit Pitou. »Wenn du dich zu anderen Menschen gesellst, machen sie das mit dir, was die Enten im Tümpel mit Pitou taten. Sie werden nicht zögern, dich aus irgendeinem nichtigen Grund oder einfach so aus heiterem Himmel fertigzumachen. Die Leute behaupten, sie seien anständig, doch in Wahrheit haben sie nur Angst vor der Polizei.«

## Lindbergh

Mein Vater will nicht, dass ich untätig dasitze. Solange ich klein war, durfte ich im Garten spielen, wenn ich meine Aufgaben erledigt hatte. Jetzt, wo ich bald fünf bin, habe ich weniger Muße. Mein Vater sagt: »Du hast keine Zeit mehr zu verlieren. Konzentrier dich auf das, was du zu tun hast.«

Trotzdem bin ich manchmal geistesabwesend, nicht bei der Sache, richte den Blick ins Leere. Wenn ich von der Arbeit im Park erschöpft bin, halte ich manchmal einen Moment inne, um tief durchzuatmen. Unweigerlich überfällt mich dann die Stille. Mein Herz beginnt zu klopfen, ich drehe mich vorsichtig um ... Dann steht er da, hinter mir, kerzengerade. Er brüllt: »Was machst du da?« Ich bekomme den Mund nicht auf, was mich, das weiß ich, schuldbewusst aussehen lässt. Starr vor Schreck mache ich mich wieder fieberhaft an die Arbeit.

Ich weiß nicht, wie er das macht, aber mein Vater besitzt einen sechsten Sinn für meine Schwächen. Sobald ich nachlässig werde, weiß ich, er ist da, hinter mir, mit seinem durchdringenden Blick. Selbst wenn er zufällig einmal nicht anwesend ist, spüre ich seine Augen in meinem Nacken.

Wenn ich mit meiner Mutter im Park Gestrüpp entferne, betrachte ich aus dem Augenwinkel gerne einen herrli-

chen Baum. Er ist weder der größte noch der üppigste, doch der schönste. Ein niedriger dicker Ast ragt waagrecht aus dem Stamm, bildet einen hübsch geschwungenen Bogen und wächst dann dem Himmel entgegen. Ich träume davon, mich in diese gemütliche Kuhle zu setzen, die wie für Kinderspiele geschaffen scheint. Eines Tages, meine Mutter ist weggegangen, setze ich mich behaglich auf den niedrigen Ast. Ich weiß nicht, wie lange ich dort gehockt habe, aber ich erinnere mich noch genau an die Hand meines Vaters, der mich von hinten heftig an den Haaren packte und mich mit solcher Wucht zu Boden warf, dass mir die Luft wegblieb. Ich hatte ihn nicht kommen hören. Seither begnüge ich mich damit, den Glücksbaum aus der Ferne zu betrachten.

Auf jeden Fall habe ich nicht viel freie Zeit. Mit dem Unterricht, den Musikstunden, meinen Pflichten im Haushalt und den Arbeiten für meinen Vater sind meine Tage ausgefüllt. Manchmal kann ich mich in den großen Saal schleichen, dessen Fenster auf die Straße führen. Ein paar Minuten lang beobachte ich die Passanten. Ich versuche, morgens gegen acht Uhr dort zu sein, vor dem Einkaufen mit meiner Mutter, denn zu dieser Zeit gehen die Arbeiter zu Fuß in das Chatelain-Werk, direkt auf der anderen Seite des Parks. Sie gehen rasch am Haus vorbei, in der Hand den Henkelmann mit ihrem Mittagessen. Zuweilen gelingt es mir, sie auch abends gegen sechs zu sehen. Auf dem Heimweg wirken sie müde, aber ich habe das Gefühl, dass sie fröhlich sind. Dann wartet auf ihrem Heimweg eine Frau auf sie, oder ein Kind läuft ihnen entgegen. Ich betrachte die Gesichter. Nachts im Bett stelle ich mir vor, wie ich einmal als Ehefrau eines Arbeiters allmorgendlich meinen Mann verabschiede, der mit einem Henkelmann und dem von mir zubereiteten Essen in die Fabrik geht.

Morgens beobachte ich auch die Kinder, die zu zweit oder

in Gruppen zur Schule gehen. Ich finde das ganz außergewöhnlich: ein »Schulweg«. Ich träume davon, auch einen »Schulweg« zu haben. Meine »Schule« ist freilich im zweiten Stock. Ich nehme meinen ganzen Mut zusammen und spreche mit meiner Mutter darüber: Ich schlage vor, ich könnte zum Parktor hinaus, das Gitter entlanggehen und dann durch die Haustür wieder hereinkommen. Stumm hört mir meine Mutter zu.

Einige Zeit danach werde ich ins Esszimmer gerufen. Wie stets schauen meine Eltern ernst drein. Mein Vater erzählt von dem berühmten amerikanischen Flieger Charles Lindbergh, dem er in seiner Jugend einmal begegnet ist. Er ist einer der wenigen lebenden Menschen, denen er Respekt entgegenbringt. Sie haben manches gemein. Beide sind im Jahr 1902 geboren; wie Lindbergh war mein Vater Flieger; wie er ist er Freimaurer im Meistergrad. Charles Lindbergh hatte einen Sohn, der als Säugling entführt und getötet wurde. Es war das »Jahrhundertverbrechen«, das meinen Vater tief geprägt hat. Ich weiß nicht mehr, ob er erwähnt hat, dass das vor langer Zeit, vor dem Krieg, geschehen ist. Jedenfalls bin ich derart beeindruckt von seinem feierlichen Ton, dass ich glaube, das Drama habe sich eben erst abgespielt. Es tut mir unendlich leid für den armen Charles Lindbergh.

Meine Mutter erzählt eine Geschichte: »Der Sohn der Familie Peugeot wurde auch entführt«, erzählt sie. Ich weiß nicht genau, wann das war, aber ich glaube, es ist noch nicht lange her. Zum Glück wurde das Kind gerettet, aber es schwebte in Lebensgefahr. Auch hier gibt es eine Verbindung, denn mein Vater hatte lange die größte Peugeot-Vertretung von Lille.

Er blickt mir direkt ins Gesicht. »Auch du«, sagt er, »bist in Gefahr. Es gibt Leute, die dich entführen wollen. Deshalb darfst du das Haus nicht verlassen. Es braucht nur ein Wagen zu kommen wie der schwarze Peugeot 403, in dem der kleine

Eric Peugeot gekidnappt wurde, und du verschwindest mit den Entführern.«

Er ruft mir eine andere Sicherheitsvorschrift in Erinnerung, die ich bereits gut kenne: Niemals Licht einschalten bei offenen Läden, denn sonst sind wir ein leichtes Ziel für einen Schützen, der auf der anderen Straßenseite lauert. Also zuerst die Rollläden herunterlassen, dann erst das Licht anmachen.

Mir wird klar, dass es gegenwärtig eine »Welle der Kindesentführungen« gibt. Nach dem kleinen Lindbergh und dem kleinen Peugeot bin ich die Dritte auf der Liste! Mein Entsetzen ist wohl offensichtlich, denn mein Vater fühlt sich bemüßigt, mich zu beruhigen. Er erklärt mir, ich hätte zum Glück Narben »auf beiden Seiten meines Körpers, an denen man mich erkennen« könne. So liefe ich nicht Gefahr, »Opfer von Mädchenhändlern« zu werden. Und vor allem würden diese Narben meinem Vater helfen, mich wiederzufinden und wiederzuerkennen, was immer auch passiert. Mein Vertrauen in ihn darf nicht nachlassen.

Meine Mutter pflichtet ihm bei: »Monsieur Didier kann alles, sieht alles.« Ich weiß nicht, ob mich das eher beruhigt oder erschreckt.

Mein Vater wird nicht müde zu erklären, dass er alles, was er tut, für mich tut; dass er sein ganzes Leben mir weihet, mich bilden, formen, mir Gestalt geben will, auf dass ich das außergewöhnliche Geschöpf werde, das zu sein ich bestimmt bin. Er sagt mir, er habe mich schon lange vor meiner Geburt geliebt, er habe sich schon immer ein Mädchen namens Maude gewünscht, Maude mit einem E, wie die wunderbare Gefährtin von Will Scarlett, dem treuen Kameraden von Robin Hood. Eine außergewöhnliche Frau, Kriegerin, Amazone, in ihrer Liebe treu bis in den Tod. Mein Vater erzählt mir, er habe von mir schon geträumt, als er noch ganz jung war. Und sobald er dazu in der Lage war, tat er das Nötige, damit

ich zur Welt kam. Dazu brauchte er einen langen Atem. Zuerst suchte er diejenige, die mir später das Leben schenken sollte. Er fand meine Mutter, die erst fünf oder sechs Jahre alt war, als er sie erwählte. Da sie das letztgeborene Kind einer Bergarbeiterfamilie im Norden und er bereits ein sehr vermöglicher Mann war, bedurfte es keiner großen Überredungskunst, bis ihre Eltern sie ihm anvertrauten. Er brach jeglichen Kontakt zu ihrer Familie ab, um sie vor allen äußeren Einflüssen zu schützen. Mit Herzblut zog er sie auf, hielt sie zum erfolgreichen Studieren an, und als die Zeit gekommen war, brachte sie mich zur Welt.

Ich muss einsehen, dass sich alles in meinem Leben dem großen Vorhaben meines Vaters verdankt. Ich weiß, ich bin verpflichtet, mich der Aufgaben würdig zu erweisen, die er mir später übertragen wird. Doch ich fürchte, seinen Vorstellungen nicht zu genügen. Ich fühle mich zu kümmerlich, zu ungeschickt, zu dumm. Und ich habe so große Angst vor ihm. Allein schon seine Riesenstatur, sein massiger Kopf, seine schmalen langen Hände, seine stahlblauen Augen schüchtern mich dermaßen ein, dass mir die Beine versagen, wenn ich in seine Nähe komme.

Es graut mir vor ihm umso mehr, als ich diesem Titanen allein gegenüberstehe. Von meiner Mutter kann ich weder Trost noch Schutz erwarten. Für sie ist »Monsieur Didier« ein Halbgott, den sie anbetet und zugleich verabscheut, und sie würde es nie wagen, sich ihm zu widersetzen. Ich habe keine andere Wahl, als mich mit geschlossenen Augen und zitternd vor Angst in die Obhut meines Erzeugers zu begeben.

Mein Vater ist sich ganz sicher, dass der Geist alles vermag, absolut alles: Er kann alle Gefahren überwinden, alle Hindernisse beseitigen. Um das zu erreichen, bedarf es jedoch langjähriger und strenger Übung abseits des Schmutzes dieser verderbten Welt. Ständig wiederholt er: »Der



Mensch ist schlecht bis ins Mark, die Welt ist voller Gefahren. Auf der Erde wimmelt es nur so von Schwächlingen und Feiglingen, die aus Schwäche und Feigheit zu Verrätern werden.« Mein Vater ist von der Welt oft bitter enttäuscht worden. Zu mir sagt er: »Du weißt gar nicht, wie viel Glück du hast, dass wir dich vor dem Schmutz der anderen bewahren.« Das Haus dient dazu, den schlimmen Gestank von draußen fernzuhalten.

Manchmal erklärt er, ich dürfe das Haus nie verlassen, selbst nicht nach seinem Tod. Wenn ich sein Gedächtnis bewahrte, so dass er immer noch präsent wäre an diesem Ort, wäre ich sicher und geborgen. Dann wieder sagt er etwas anderes. Er behauptet, später könnte ich tun und lassen, was ich wollte, ich würde Präsidentin von Frankreich, Herrscherin der Welt. Doch wenn ich das Haus verliesse, dann nicht, um schlicht ein Leben als »Madame Soundso« zu führen, sondern um den Planeten Erde zu erobern und »große Dinge zu vollbringen«. Von Zeit zu Zeit müsste ich meine Reserven wieder »an der Basis« aufladen, also im Haus, das immer wieder neu von der Kraft meines Vaters durchdrungen würde.

Es gibt noch eine dritte Möglichkeit: Ich bleibe zu Hause, übe die Lektionen in Selbstbeherrschung, die er mir seit meiner Kindheit abverlangt, und halte mich bereit für den Tag, an dem ich aufgerufen werde, die »Menschheit zu veredeln«. Ich frage ihn, woran ich erkennen könne, dass dieser Augenblick gekommen sei. »Ich werde es dich wissen lassen, selbst wenn ich nicht mehr auf Erden weile.«

Wenn ich an meine geheimen Träume von der Ehe mit dem Arbeiter und seinen Henkelmann denke, schäme ich mich.

Um meinen Vater nicht allzu sehr zu enttäuschen, kämpfe ich gegen meine zahlreichen Fehler an. Einen aber bekomme ich nicht in den Griff: Ich neige dazu, Mund, Nase und Au-

gen zu bewegen. »Lass die Grimassen«, höre ich oft von meiner Mutter. Mein Vater kann das auf den Tod nicht leiden. Schon seit meiner frühen Kindheit zwingt er mich, ihm »mucksmäuschenstill« gegenüberzusitzen.

Anfangs musste ich so einige Minuten aushalten, dann eine Viertelstunde. Als ich fünf Jahre alt bin, werden diese sogenannten »Gefasstheitsübungen« abends zwischen acht und Viertel nach acht tägliche Praxis, zusätzlich zu meinem Arbeitsprogramm. Dann werden die Sitzungen länger und finden zu irgendeinem beliebigen Zeitpunkt im Laufe des Tages statt, dehnen sich manchmal auf mehrere Stunden hintereinander aus, was zu einer Verschiebung meiner Unterrichtsstunden und Aufgaben führt, die ich allesamt nachholen muss. Jetzt muss auch meine Mutter diese Sitzungen über sich ergehen lassen – was sie mir vorwirft, sobald wir beide allein sind.

»Weder deinem Gesicht noch deinem Körper darf man etwas anmerken«, schärft mir mein Vater mit seiner hohlen Stimme ein, »sonst wirst du zugrunde gerichtet. Nur ein Schwächling zeigt einen Gesichtsausdruck. Du musst lernen, dich zu beherrschen, wenn du eine große Pokerspielerin werden willst.«

Will ich eine große Pokerspielerin werden? Ich weiß es nicht, ich habe noch nie Poker gespielt. Aber ich muss bereit sein für den Fall, dass ich es später einmal können muss. In manchen schwierigen Momenten seines Lebens konnte sich mein Vater dank seines Pokerface aus der Affäre ziehen. Er verstand es, eine völlig neutrale Haltung einzunehmen, und dabei waren Körpersprache und Gesichtsausdruck seiner Gegner für ihn wie ein offenes Buch.

Das Schlimmste bei den Gefasstheitsitzungen ist der Juckreiz, von Anfang an kratzt es überall. Nach einer Weile hört er auf. Dann geht es wieder umso stärker los, und es wird zur Qual. Am wenigsten schafft es meine Mutter. Im-

mer wieder kommt der Moment, wo ein Arm oder ein Bein zuckt, als hätte man auf eine Feder gedrückt. Ich muss mich sehr zusammennehmen, um nicht laut loszulachen. »Deine Mutter hat den Veitstanz«, verkündet mein Vater mit tiefster Verachtung und kontrolliert im vor mir aufgestellten Spiegel, ob bei mir auch nicht eine einzige Wimper zuckt. Für ihn ist der Veitstanz das Wesensmerkmal der Schwächlinge und der Unfähigen.

Ich habe Angst, auch schwach und unfähig zu sein. Schach mit meinem Vater zu spielen ist eine Qual. Ich sitze aufrecht auf der Stuhlkante und muss die Gefasstheitsregel einhalten, während ich meinen nächsten Zug überlege. Ich löse mich auf unter seinem Blick. Wenn ich mit einem Bauern vorrücke, fragt er ironisch: »Hast du auch gut überlegt, was du da tust?« Erschrocken möchte ich den Zug rückgängig machen, aber er sagt ungerührt: »Du hast die Figur angefasst, also musst du den Zug machen. Überlege, bevor du etwas tust. Überlege gut.«